

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 40 (1978)

Buchbesprechung: Bernische Geschichtsliteratur

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BERNISCHE GESCHICHTSLITERATUR

Besprechungen und Hinweise

Sichtbare Berner Geschichte

Bemerkungen eines Berner Historikers zu einer Ausstellung und zu neuen Bern-Büchern

Bern pflegt und prägt sein Geschichtsbewußtsein auf mannigfaltige Weise, und das ist gut so. Wenn man da und dort der Wissenschaft den Vorwurf macht, sie sitze im Elfenbeinturm und wirke nicht in die Breite, so mag das in etlichen Fällen zutreffen. Doch ist auch sie sich bewußt, daß Forschungsergebnisse einer Popularisierung, einer Verbreitung im Volk bedürfen. Und dafür gibt es viele Wege: Von der Bühne über die Medien Radio und Fernsehen, über Presse und Ausstellung bis zum allgemeinverständlichen Buch.

Ohne Zweifel untersteht eine volksnahe Geschichtsdarstellung gewissen Regeln, wie etwa der leichten Verständlichkeit, der Anschaulichkeit, der Auswahl des guten Beispiels und des guten Bildes; in allen Fällen wird aber sachliche Richtigkeit vorausgesetzt, wobei eine verantwortbare Vereinfachung als selbstverständlich hinzunehmen ist. Von dieser Anforderung ist das literarische und bildende Kunstwerk auszunehmen, das eigenen Gesetzen gehorcht.

Aus dem vorweihnächtlichen Angebot dieses Jahres seien zur Illustration ein paar Beispiele herausgegriffen: Eine Ausstellung und einige Bücher.

Die Ausstellung «*Bern 1750–1850: Vom Berner Bär zum Schweizer Kreuz*» im Bernischen Historischen Museum ist in Presse und Radio mehrfach vorgestellt worden, so daß hier nicht näher darauf eingegangen werden soll. In diesem Zusammenhang nur soviel: Assistenten und Dozenten des Historischen Instituts unserer Universität haben sich mit den Fachleuten des Museums zusammengetan, um Geschichte zu «visualisieren», das heißt für ein breiteres Publikum sichtbar zu machen. Sie haben dafür den Zeitraum von 1750 bis 1850 ausgewählt, eine Epoche also, in der sich der Umbruch vom Patrizierstaat zum liberalen Kanton Bern im schweizerischen Bundesstaat vollzog. Das ist ihnen in hervorragendem Maße gelungen, indem sie nicht nur verstaubtes Museumsgut ans Tageslicht rissen, sondern durch geschickte thematische Gruppierung, oft sogar in bewußt heiterer Provokation, nicht selbstverständliche Zusammenhänge herstellten und damit Denkanstöße auslösten, die den Laien wie den Fachmann anregen. Die Ausstellung verdient ungeteiltes Lob als Modell, wie der Historiker dem Nichthistoriker Geschichte nahebringen kann.

Ähnliche Ziele und Resultate erwartet man von der Buchproduktion. Sie sollte mehr sein als ein Weihnachtsgeschäft für Verleger und Buchhändler – was notabene auch dazugehört. Wie verschiedenartig das angepackt werden und wie unterschiedlich das Resultat sein kann, möchten wir an einigen Beispielen darlegen.

Da ist zunächst der stattliche Band «*Berner Brunnen*»¹ von Gabriel Imboden (Text) und Walter Studer (Bild). Ob er seinen geistigen Vorläufer, das handliche, beliebte und mehrfach aufgelegte Taschenbuch «*Berner Brunnen-Chronik*» von Paul Schenk und Martin Hesse zu verdrängen vermag, wird sich weisen. Der Text Gabriel Imbodens, eines auf literarischem, historischem und volkskundlichem Gebiet ausgebildeten Wallisers, ist frisch und angriffig, anschaulich und geistreich abgefaßt. Wenn er von den Brunnen als von den «Totempfählen an heiligen Wassern» spricht, so bricht das Heimaterlebnis des Verfassers durch, ebenso da, wo er den Chronisten der Burgunderkriege berichten läßt vom mißratenen, dafür aber um so kostspieligeren Versuch, das Trinkwasser von der Brunnmatt ins Versorgungsnetz der Stadt

¹ Gabriel Imboden und Walter Studer, *Berner Brunnen*. Bern, Benteli, 1978. Fr. 48.–.

hinaufzupumpen und dann diesen Fehlschlag mit dem teuersten Loch der Welt an der Furka vergleicht. Sauber im Aufbau, meist zuverlässig im Zitat, bei Bedarf mit Erläuterungen für den Laien versehen, amüsant, jedoch streng bei der Sache in der Auswahl der Histörchen und Anekdoten, so entsteht ein lebendiges Bild des bernischen Brunnenlebens: Einst Treffpunkte des Klatsches und Nachrichtenhauptquartiere – heute nostalgische Zierstücke und – Verkehrshindernisse!

Als wenig ins Gewicht fallende Bemerkungen seien angebracht: Das Justingerzitat (S. 15) stimmt weitgehend mit der Studer-Edition von 1871 überein, obschon das Quellenverzeichnis für Justinger und Anshelm nur die veralteten Ausgaben aus dem Zeitraum von 1819/1825 anführt. Die Umwandlung der quellenmäßigen Bezeichnung «Schegkenbrunnen» zu «Schengkenbrunnen» ist kaum gerechtfertigt; der Bezug auf den Familiennamen Schenk (Schengko) kann ebensogut auf den auch nachweisbaren Namen Schegko geschehen.

Auch ist nicht einzusehen, weshalb aus Diebold ein Diepold Schilling, aus Valerius Anshelm ein Anselm werden muß. Zur wichtigen Brunnenliteratur gehören unbedingt auch die von Walter Biber edierten Quellentexte in den «Regesten zur Baugeschichte der Stadt Bern», II. Teil, Bern 1954, von denen die Brunnen mehr als den vierten Teil einnehmen. Dasselbe gilt für die Baupolizeivorschriften vor allem in Band X der Berner Rechtsquellen von Hermann Rennefahrt (Aarau 1968).

Im löslichen Bestreben, dem Leser keine Abkürzungen vorzulegen, hat der Verfasser diese aufgelöst. Das ist in einem Zitat von 1670 fehlgeraten (S. 19). «Endtlichen dann habend mhgh. TS. und V...» ist nicht als «Miner Hohen gnedigen Herren Seckelmeister und Vennere» aufzulösen, sondern als «habend min hochgeacht Herren Teusch Seckelmeister und Vennere». Gnädig war dem Kollektiv der Räte und dem Schultheißen («Ihr Gnaden») vorbehalten. Desgleichen ist weiter unten «Mhhr Bawhr» als Anrede mit «mein hochgeehrter Herr Bauherr» und nicht als «Miner Hohen Herren Bauherr» zu transkribieren (vgl. Staatsarchiv B VII. 350, S. 38). Diese Nebensächlichkeiten vermögen aber den Wert des Textes keineswegs herabzumindern.

Auch dem Fotografen Walter Studer darf man Lob zollen: Die modernen Farb- und Schwarzweißaufnahmen stehen im Leben und sind mehr als bloße Illustrationen. Anders die historischen Bilder aus Howalds Brunnenchronik. Die dunklen Töne – die Originale sind farbig – verlangen eine viel nüanciertere Wiedergabe, was nur auf einem glattgestrichenen Papier möglich ist. So übertreffen sie kaum die Bildqualität einer Tageszeitung. Schade ist, daß die beiden gegensätzlichen «Todesanzeigen» der Helvetia, die sich 1798 am Freiheitsbaum ablösten, nicht zum Textvergleich nebeneinander placierte werden konnten: zwei dutzendmal umblättern ist ermüdend.

Diesen Bemerkungen, die sich vornehmlich an Verleger und Gestalter richten, fügen wir nur noch das Bedauern bei, daß derartige Schaubücher, in denen man unbeschwert sollte blättern können, bald das Schicksal der meisten Klebebände erleben: das Los der fliegenden Blätter. Auch wenn man um die großen Vorteile der Klebebindung weiß, so wäre ein guter Inhalt auch einen guten Fadenheftleinband wert. Freuen wir uns aber über das Geschenk, das Gabriel Imboden und Walter Studer den Bernern gemacht haben.

Weniger Erfreuliches ist vom Bern-Buch eines anderen Wahlbernern zu berichten. Fridolin Limbach, Architekt und ursprünglicher Sanktgaller, will mit seinem ebenfalls bei Benteli erschienenen Band «*Die schöne Stadt Bern*»² dieser seiner Wahlheimat den Dank abstellen. Aus dem ganzen Werk spricht viel Liebe und Verehrung des zum Berner Bären gewordenen Gallusbären. Wir achten das und freuen uns darob.

Nimmt man den querformatigen Band zur Hand, so ist man zunächst begeistert ob der Vielfalt und Originalität. Zudem verspricht die Umschlagklappe neue Perspektiven und große Dokumentationstreue. Geht man diesen Ansprüchen auf den Grund, so kommt man nach und nach zu etwas ernüchternden Feststellungen.

² Fridolin Limbach, *Die schöne Stadt Bern*. 132 S., reich ill. Benteli, Bern 1978. Fr. 42.–.

Da der Band dank nachhaltiger Werbung sicher in mancher Berner Familie Eingang gefunden hat, dürfen wir es uns versagen, davon eine Beschreibung zu geben. Da er nicht Anspruch darauf erhebt, ein Geschichtsbuch zu sein, verzichten wir auch darauf, eine stattliche Zahl von Irrtümern (Jahrzahlen, Zitate, Bezeichnungen) zu berichtigen. Wir konzentrieren uns vielmehr auf wenige Grundsatzfragen zum Text und zum Bildteil.

Zunächst diese: Entspricht der historische Text den heutigen Vorstellungen und dem Wissen um das Bild und das Wesen der bernischen Geschichte? Limbach geht von Markt und Marktgasse als seinem zentralen Thema aus. Zweifellos hat das Wirtschaftliche schon zur Zeit der Stadtgründung eine bedeutende Rolle gespielt. Doch führte seit dem Altertum der Haupthandelsweg in west-östlicher Richtung durchs Seeland (Wasserstraße). Bern ist somit nicht aus der Verkehrsgunst entstanden und groß geworden, sondern es hat durch seine Politik den Verkehr umgeleitet und angezogen. Die Straßenkarte des 18. Jahrhunderts (S. 40) paßt damit gar nicht zum Fernhandel der Gründerzeit.

In Berns Geschichte hatte die Außenpolitik Vorrang. Von der Territorialpolitik der Zähringer führt eine gerade Linie zum Stadtstaat Bern. Nur hatte der Ministerialadel, der mit den Bubenberg, den Münzer oder den Erlach führende Leute stellte, stets den Vorrang vor Kaufmannschaft und Handwerk. Die Diesbach gaben den Fernhandel auf, als sie politisch führend wurden. In Bern waren die Zünfte zu gesellschaftlichen Vereinigungen zurückgebunden. Eine Stadt der Handwerker und Kaufleute wie etwa Basel, St. Gallen oder Genf betrieb nicht eine expansive Territorialpolitik, die aus Bern den größten Stadtstaat nördlich der Alpen werden ließ. In dieser Beziehung setzt Limbachs Buch falsche Akzente. Ebenso fragt man sich, was eine derart ausgedehnte Staufergeschichte und die – etwas einseitig dargestellte – Gründungsgeschichte im Zentralthema Bau-, Wirtschafts- und Lebensgeschichte der Markt- und Kramgasse zu suchen haben. Hier wäre eher darauf hinzuweisen, daß der zentrale Gassenzug wohl wirtschaftliches, nicht aber politisches und kulturelles Zentrum war: Rathäuser, Erlacherhof, Münster, Klöster und Spitäler, Bibliothek und Hohe Schule – alles steht außerhalb davon. Das hätte mindestens so bemerkenswerte Gesichtspunkte gegeben wie acht faksimilierte Seiten aus einer Chorgerichtssatzung über pikante Themen.

Dem Verfasser fehlt ein historisches Zeitbewußtsein: Er faßt die Vergangenheit sozusagen als Einheit auf, in der man um Jahrhunderte auseinanderliegende Ereignisse nebeneinanderstellen darf. Dabei hat doch jede Zeit ihren Geist, ihren Stil, ihre zeitgebundene Ausdrucksweise.

Daß es zu dieser Optik kommen konnte, dürfte damit zusammenhängen, daß der Verfasser offenbar einige Standardwerke der bernischen Geschichte nicht beigezogen hat. So fehlen im Literaturverzeichnis die *Fontes rerum Bernensium* (dafür steht Zeerleders alte Urkundensammlung), Richard Fellers «Geschichte Berns», H. Rennefahrts Rechtsgeschichte und die 10 Rechtsquellenbände, und vor allem vermißt man die fünf Kunstdenkmalerbände von Paul Hofer und Luc Mojon, ohne die eine baugeschichtliche Arbeit über Bern undenkbar ist.

Wenden wir uns dem Bildteil zu. Sehr ansprechend erscheinen als Hauptbestand die Zeichnungen des Verfassers von den Gassenfronten, die auf Vorlagen des Technischen Arbeitsdienstes aus der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges beruhen und mit Details und Ladenanschriften ergänzt wurden. Durch die Verkleinerung haben sie gegenüber den Originalen der Ausstellung an Transparenz verloren. Unter den übrigen Abbildungen findet sich kaum etwas, das nicht schon mehrmals veröffentlicht worden wäre. Wenn man auch den Bildband als Anthologie zu schätzen weiß, so sind zwei Anforderungen nicht durchwegs erfüllt: Gute Wiedergabequalität und zuverlässige Bildlegenden. Wie im Brunnenbuch verhindert auch hier das zu wenig glattgestrichene Papier den sauberen Druck verkleinerter Stiche, am auffälligsten etwa bei Herrliberger (S. 79) und stellenweise bei Sinner (S. 41) und bei Sickinger (S. 32/33), wo schwarze Flecken entstanden sind. Man ziehe die Bildqualität des vor Jahresfrist von der Burgergemeinde herausgegebenen, preisgekrönten

Bandes über die Restauration der Ischi-Häuser an der Gerechtigkeits- und Junkerngasse zum Vergleich heran. Da zeigt es sich, was herausgeholt werden kann. Die Verantwortung für Bildqualität, Gestaltung und Einband hat freilich nicht der Verfasser, sondern der herausgebende Verleger zu übernehmen.

Nicht unerwähnt dürfen auch ein paar gravierende Unstimmigkeiten in den Bildlegenden in Limbachs Band bleiben. S. 9: Die Südansicht der Stadt trifft mit der Datierung fast zwei Jahrhunderte daneben. Daß statt 1550 die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts stehen müßte, entspricht nicht nur dem Zeichenstil, sondern auch einigen auffälligen Bauwerken: Vor dem Christoffelturm steht das 1727 erbaute Inselspital, rechts davon ragt seit 1728 der Turm der Heiliggeistkirche über die Dächer. – S. 13: Wilhelm Stettlers Darstellung ist nach 1682 entstanden – die ganze Staffage paßt niemals ins Reformationsjahr 1528! – S. 37: Das altbekannte Bild der Bärenjagd aus dem Spiezer Schilling wird Bendicht Tschachtlan zugeschrieben. Und warum so viele Abdrucke nach Umzeichnungen und nicht nach den Originalvorlagen? Man hat mehrfach den Eindruck, für viele Reproduktionen sei nur auf Vorlagen in andern Büchern, nicht auf Originale zurückgegriffen worden, so etwa auf Bloesch, v. Rodt oder Morgenthaler. – S. 41: Im Stadtplan Sinners von 1790 sind die vier Stadterweiterungen auf drei reduziert; heute weiß man doch, daß die erste eine Ausdehnung von der Kreuzgasse zum Zeitglocken erreichte.

Man mag derartige Unstimmigkeiten als Versehen oder Bagatellen entschuldigen. Sie kommen aber beim Anspruch auf Dokumentationstreue etwas gar häufig vor, so daß man gesamthaft doch zum Urteil gelangt, es sei eigentlich schade, daß eine so lobenswerte Idee und so viel Einsatz von Interesse, Zeit, Geld und Werbung kein erfreulicheres Ergebnis gezeitigt haben.

Als Gegenbeispiel führen wir das kürzlich im Auftrag des Regierungsrates von der Staatskanzlei herausgegebene, dreisprachige Schaubuch «*Bernerland – Le pays bernois – Berne Country*» an⁸. Darin stellt sich der Kanton Bern in seinen neuen Grenzen vor. Das Schwergewicht liegt auch hier auf dem Bild und einer treffenden Legende. Der Text ist knapp gehalten. Nicht daß wir dieser Publikation des teilweisen Farbdruckes wegen den Vorzug einräumen möchten, doch enthält er zur Hauptsache neues, bisher kaum bekanntes Bildmaterial. Dem hauptsächlichsten Bildautor, Fernand Rausser, gebührt ungeteiltes Lob. Dasselbe gilt für die Wiedergabequalität, das feste Papier und den soliden Leinenband in Fadenheftung. Der Qualitätsvergleich einer Luftaufnahme der Berner Altstadt (hier Seite 141, bei Limbach Seite 15) spricht eindeutig zugunsten des «*Bernerland*».

In den Text teilen sich sechs Autoren. Stadtarchivar Gundo Schmezer versteht es, auf drei Dutzend Zeilen Wesentliches zur Berner Landschaft auszusagen, die sich noch immer von der Jurawiese durchs Mittelland zum Alpenkamm zieht. – Der historische Teil «*Staat*» aus der Feder von Staatsarchivar Fritz Häusler ist ein wahres Kabinettstück eines auf vier Textspalten konzentrierten Überblicks zur Berner Staatsgeschichte. – Von Niklaus Tschannen, dem ehemaligen Leiter des Amtes für Information und Dokumentation, stammt der Text zum Thema «*Arbeit*», das sich wie der nachfolgende Bildteil von der Land- und Forstwirtschaft über Industrie und Fremdenverkehr zur Bildung und zum Dienstleistungssektor zieht – ein vielgestaltiges Antlitz bernischen Schaffens.

Sandor Kuthy, Konservator am Kunstmuseum, wendet sich der bildenden Kunst und ihren Darstellern zu. Aus den vielleicht tausend Namen, die im Verlaufe von sechs Jahrhunderten als Maler, Bildhauer oder Grafiker mit Bern in Beziehung gebracht werden können, wählt er an die sechzig aus. Eine typische bernische Kunstrichtung erkennt der Autor mit Recht nicht; bald sind es ausländische Einflüsse, die sich mit einheimischem Schaffen verbinden, bald sind es Ausstrahlungen auf andere Orte. Vielleicht wäre neben den avant-

⁸ *Bernerland – Le pays bernois – Berne Country*. Im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Bern herausgegeben von der Staatskanzlei Bern. Verlag Buri Druck AG, Bern 1978. Preis Fr. 68.–.

gardistischen Einflüssen, die von Bern ausgingen, auch ein kurzer Hinweis auf die Volkskunst angebracht gewesen, die mit ihren naiven oder handwerklichen Formen zweifellos die eigentliche Kunstwelt mitbeeinflußt hat, sei es die Holzschnitzlerei, die Zimmermannskunst, die Bauernmalerei, die Trachtenschöpfung oder die Scherenschnittkunst. – Als Ergänzung, teilweise im letzterwähnten Sinn, stellt Denkmalpfleger Hermann v. Fischer bernische Kunstdenkmäler in strengster Auswahl vor: Kirchen, Schlösser und Campagnen, Städte, Glasmalerei und Textilien, Holzbrücken und Bauernhäuser – Zeugen bürgerlicher Wohlhabenheit.

Den Abschluß des Bandes bildet «Die literarische Landschaft Berns». Elsbeth Pulver als Präsidentin der kantonalen Kommission zur Förderung des bernischen Schrifttums geht der Frage nach, weshalb Bern für Dichtung und Literatur eher ein Holzboden war: An der Nahtstelle zwischen deutscher und französischer Kultur hat Bern seine Repräsentation nicht im Literarischen, sondern im Politischen, im Staat gefunden. Diesem hatten sich Dichter und Schriftsteller ein- oder unterzuordnen; die politische Literatur steht daher im Vordergrund. Das ist so bei Manuel, bei Haller und bei Gotthelf; das ist weitgehend noch heute so.

Im zweiten, der neueren Literatur gewidmeten Teil wendet sich die Verfasserin der Frage des Nonkonformismus zu. Während das Ancien Régime mit der Zensur den Nichtkonformen zum Exil zwang (hier sollte man aus Johann einen Karl Viktor von Bonstetten machen), bietet die liberale Kulturpolitik unserer Tage in Bern neue Voraussetzungen, die bis zur «phantastischen Narrenfreiheit» (so Walter Vogt) für den Kulturschaffenden führt. Die aufgeführten Namen – von einzelnen abgesehen – lassen vermuten, daß sich das bernische Schrifttum der Gegenwart vorwiegend mit Skepsis, Witz und Zynismus besonders hartnäckig allem Ideologischen widersetzt. Uns scheint das doch eine etwas zu einseitige Betrachtungsweise, kann doch der Nonkonformismus selber zur Ideologie werden. Neben einem zerstörenden Nonkonformismus, der sich durch hohe künstlerische Qualität auszuzeichnen vermag, lebt auch heute noch eine sogenannte konforme Literatur, die sich grundsätzlich zum Bestehenden bekennt, sich aber durchaus nicht scheut, gesellschaftskritisch zu sein. Wir denken hier in erster Linie an einen Erwin Heimann. Es scheint allgemein in der Tendenz der Literaturkritiker und -kommissionen zu liegen, den kritischen Nonkonformismus zu fördern und das, was nach «Staatstreue», Volksverbundenheit, heiler Welt usw. aussieht, als zweitrangig zu behandeln. Dabei gehört auch diese Seite in eine «literarische Landschaft». Es wäre interessant, in diesen Zusammenhängen zu definieren, was unter «Zeitgeist» und was unter «Bernergeist» zu verstehen ist. In dieser etwas elitär und vorwiegend am Ästhetischen gemessenen «Landschaft» kommt auch die mundartliche und volksnahe Literatur etwas zu kurz. Daß gerade die Berner Mundart sprachschöpferisch ist, hat nicht erst der Welschfreiburger Gonzague de Reynold erkannt. Hier vermissen wir Namen wie Emanuel Friedli und Otto von Geyrerz, ohne die eine Modern-Mundart-Bewegung undenkbar ist. Zu dieser Gattung äußert die Verfasserin übrigens sehr zutreffende Bemerkungen. Wir bedauern, daß der sonst so reich bebilderte Band nicht auch etwas mehr Illustrationen zum literarischen Teil erhalten hat; das wäre mit Erstausgaben oder mehr Schriftproben durchaus möglich gewesen, ohne einem Personenkult zu verfallen.

Gesamthaft gesehen, darf man der herausgebenden Behörde zum schönen und wohlgefügten Band gratulieren. Das darin enthaltene «Lob des Nonkonformismus» ist ein weiterer Beweis der Toleranz des bernischen Staates. Die Selbstdarstellung ist auch ein Zeugnis dafür, daß Bern in seinen neuen Grenzen bernischer geworden ist.

Eine andere volksnahe Darstellungsart geschichtlicher Ereignisse ist die literarisch ausgeschmückte Form geschichtlicher Vorgänge. Besonders geeignet sind hierfür Berichte. Das hat Oskar Schär unternommen mit seinem Gute-Schriften-Bändchen *New Bern* über den Stadtgründer Christoph von Graffenried⁴. Gegenüber seiner mehr wissenschaftlich gehal-

⁴ Oskar Schär, *New Bern – Chr. von Graffenried, 1661–1743, ein bernischer Stadtgründer*. Verlag Gute Schriften, Bern 1978.

tenen Vorlage, dem Neujahrsblatt des bernischen Historischen Vereins von 1897, wo Wolfgang Friedrich von Mülinen seinen Aufsatz «Christoph von Graffenried, Landgraf von Carolina, Gründer von Neu-Bern» nach Familienpapieren veröffentlicht hat, schmückt Schär seine Darstellung mit erzählenden Details und allgemeinen Bemerkungen aus. Das ist durchaus zulässig, ja erwünscht, und der Text liest sich flüssig. Immerhin verlangt eine Nacherzählung mit ergänzenden Handlungsteilen genaue Kenntnisse der Zeitumstände. So gibt der Verfasser den in der Vorlage anonymen vier Schulkameraden Christophs in der Eingangsszene bernische Namen, wobei zwei zu Unrecht ein «von» tragen. Die Mutach und die Stürler, desgleichen an späterer Stelle die Tscharner haben dieses Adelsprädikat erst nach dem Dekret von 1783 angenommen. Ein anderes Schulkisches betrifft das Gewerbeverbot für regierende Familien, denen einzig der Weinhandel als Privileg zustand. So geht Schärs Satz daneben: «Allerdings gab es Berner Aristokraten, die dieses (Gewerbe-) Verbot übertraten und sich durch den Weinhandel bereichert haben». Dasselbe gilt für die Beurteilung Graffenrieds als Landvogt von Yverdon. «Er drückte die Bauern nicht, die im Waadtland schlimmer dran waren als diejenigen im alten Kantonsteil, wie dies die meisten seiner Standesgenossen taten.» Stellen wir dem eine Passage aus Feller (Band III. 340) entgegen: «Der (Waadtländer) Bauer entrichtete an Abgaben, was seine Vorfahren von je geleistet hatten, und war vor den Übergriffen der Amtsgewalt geschützt. Um sein Los zu ermessen, brauchte er nur den Blick in das benachbarte Frankreich zu werfen, wo Steuerlast, Fron und Willkür die Landleute ins Elend hinabdrückten.» Auch in einer volkstümlich gehaltenen historischen Erzählung sollten derartige Fehlurteile nicht vorkommen. Sehr einseitig ist auch das Urteil über den Schultheissen Johann Friedrich Willading, von dem man weiß, daß er initiativ, aber ehrgeizig und rücksichtslos war. Sein hartes Vorgehen gegen Pietisten und Täufer paßt ganz in dieses Bild. Andererseits darf man nicht übersehen, daß es vornehmlich Willadings Politik zu verdanken ist, daß Neuenburg nicht französisch wurde und 1712 der konfessionelle Ausgleich in der Schweiz hergestellt werden konnte. Weil des Verfassers Herz für Graffenried und die Täufer schlägt, kommt Willading sehr schlecht weg, während er Graffenried etwas stark idealisiert. In der Erzählung, deren Schwergewicht doch eher auf dem Historischen als auf dem Literarischen liegt, kommt auch dem Täuferwesen zu viel Bedeutung zu. Die Täufer spielten bei der Gründung von Neu-Bern kaum eine Rolle. Unseres Wissens wird in den beiden wichtigsten Täufergeschichten von Müller und Geiser weder Graffenried noch seine Stadtgründung erwähnt. Als letztes der zu beanstandenden Details erwähnen wir Veränderungen an Zitaten. Hier können der leichten Lesbarkeit zuliebe Konzessionen gemacht werden; sinnverändernde Weglassungen sind aber nicht erlaubt. So wollte Hans Rüegsegger wegen der Gewissensfreiheit nicht ins Emmental zurückkehren, «wegen der gewüssen Freyheit» (so bei v. Mülinen), nicht einer «gewüssen Freyheit» wegen.

Trotz dieser nicht sehr ins Gewicht fallenden Feststellungen ist es erfreulich, daß Oskar Schär sich bemüht, wieder einmal die Gestalt des Worber Schloßherrn und seine Gründer-tätigkeit in Amerika ins Volk hinauszutragen. Es wäre ein leichtes, bei einer späteren Neu-auflage die nötigen Detailverbesserungen anzubringen. Wir wünschen dem wohlfeilen Bändchen gute Verbreitung, hoffen aber zugleich, daß Graffenrieds Berichte – das Tagebuch-original verlor er auf der Reise – als Geschichtsquelle einmal publiziert werden könnten.

Hans A. Michel

Geschichtsschreibung

Im farbenprächtigen Festzug zur Feier der 600jährigen Zugehörigkeit Berns zur Eidgenossenschaft im Jahre 1953 schritt der Oberbibliothekar Hans Strahm an der Spitze der Chronistengruppe in violettem Damasttalar als stattlicher Conrad Justinger einher. Schon einige Jahre zuvor hatte er diesem ersten amtlichen Chronisten der Stadt Bern seine besondere

Aufmerksamkeit zugewandt. Im Jahrgang 1950 dieser Zeitschrift erschien die unter seiner Leitung entstandene Diplomarbeit der Bibliothekarin Aimée Perrin «Verzeichnis der handschriftlichen Kopien von Konrad Justingers Chronik». Das Thema Justinger ließ Hans Strahm in der Folge nicht mehr los. Die Frucht einer rund dreißigjährigen Beschäftigung mit diesem Chronisten liegt heute, wenige Monate nach dem Tode des Autors, in einem schönen Bande in der Reihe der Schriften der Berner Burgerbibliothek vor⁵.

In knappen, klar aufgebauten Kapiteln macht uns Strahm mit Leben und Wirken des Schreibers Conrad Justinger vertraut. Im Abschnitt «Was wissen wir heute von Conrad Justinger?» ist zu ersehen, daß wir zwar aus den verschiedenen Quellen aus dem Zeitraum 1388–1438 manches über den Schreiber und Chronisten vernehmen und erschließen können, daß wir aber, nach heutigen Maßstäben, wo wir uns an exakte biographische Daten von der Geburt bis zum Tode gewohnt sind, doch verhältnismäßig wenig über ihn wissen. Ob sich aus der am 27. Mai 1426 von Schultheiß und Rat zu Bern ausgestellten Urkunde über Testierfreiheit Justingers herauslesen läßt, daß der Chronist zu diesem Zeitpunkt noch unverehelicht und ohne Leibeserben war, scheint uns zweifelhaft.

Nach dem knappen Lebensabriß wendet sich Strahm der Schreibertätigkeit Justingers zu. Er kann hier auf tüchtige Vorgängerarbeiten, vor allem von Adolf Fluri, abstellen und auf dieser soliden Basis weiterbauen. Er übersieht dabei aber Schwierigkeiten bei der Zuweisung einzelner Schriftstücke an Justinger nicht, und darum sagt er an einer Stelle (S. 21) vorsichtig: «Ich möchte als von Justingers Hand auch noch die Lage 5 als wahrscheinlich vermuten». Mit Recht weist Strahm auch darauf hin, daß jeder Notar oder Berufsschreiber über mehrere Schriften verfügte, so über eine Urkunden-Kalligraphie, über eine kursive Protokollschrift und über eine kalligraphische Buchschrift, und wie ferner Schriftgröße, Feder, Schreibstoff und Tinte das Schriftbild ein und desselben Schreibers verschiedenartig beeinflussen können.

Im Kapitel «Conrad Justingers Tätigkeit als notarius publicus und Urkundenschreiber» bietet uns Strahm auf den Seiten 28–34 ein Verzeichnis der Urkunden, die Justinger selbst geschrieben hat oder in denen er als Zeuge vorkommt oder sonstwie namentlich genannt wird. Am Schlusse dieser Liste bemerkt der Autor: «Dies ist wahrscheinlich nur ein Teil der Notariatsurkunden Justingers ... Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Autogramme Justingers noch weiter ergänzt werden können». Dieser Bemerkung pflichten wir durchaus bei. Wollte man alle Urkunden, die Justinger geschrieben hat oder in denen er erwähnt wird, vollständig erfassen, müßte man nicht nur in Bern, sondern auch in Basel und Zürich, ja selbst bis ins Elsaß hinunter, die Urkundenbestände und die Kopialbücher (Spruchbücher, Testamentenbücher usw.) aus dem Zeitraum 1388 bis 1438 systematisch durchkämmen – eine Riesenarbeit, bei der am Schluß in einzelnen Fällen wahrscheinlich doch noch Zweifel über die Zuweisung bestimmter Urkunden an Justinger bestehen bleiben müßten.

In seinem fünften Kapitel findet Strahm dann Gelegenheit, einer Vermutung, die er schon 1950 hatte in die Arbeit von Aimée Perrin einfließen lassen, weiter nachzugehen. Er hatte damals schon den Codex A 120 a der Zentralbibliothek Zürich als die dem Text auf den 2½ erhaltenen Pergamentblättern der Amtlichen Bernerchronik am nächsten stehende, weil mit ihnen übereinstimmende, Handschrift erkannt. Heute verkündet er uns nun mit offensichtlicher Freude: «Es ist Conrad Justingers eigenhändige und originale Niederschrift der Berner Chronik». Er erlaubt dem Leser, in den Abbildungen 9 a und 9 b selbst einen Schriftvergleich zwischen dem Berner Fragment und der Zürcher Handschrift durchzuführen. Im neunten Kapitel kommt Strahm noch einmal ausführlicher auf diese in Zürich liegende Handschrift der großen Berner Stadtchronik zurück, und hier bemerkt er dazu: «Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß die Papierhandschrift Ms. A 120 a die Vorlage für die amtliche, auf Pergament geschriebene Chronik war.»

⁵ Hans Strahm, *Der Chronist Conrad Justinger und seine Berner Chronik von 1420*. Schriften der Berner Burgerbibliothek. Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern 1978. Preis Fr. 34.–.

Im achten Kapitel setzt sich Strahm mit der seit mehr als hundert Jahren hängigen und strittigen Frage über das Verhältnis von Justingers Kleiner Berner Chronik im Anschluß an Königshofens Weltchronik zu seiner Amtlichen oder Großen Berner Chronik auseinander. Er kommt dabei (S. 55) zu dem vorsichtigen Schluß: «Die Frage, ob der Königshofen-Justinger eine Vorarbeit zur Amtlichen oder Großen Chronik Justingers ist, bleibt offen. Auch die Autorschaft Justingers bleibt im Grunde unentschieden, wenn sie auch kaum mit guten Gründen bestritten werden kann.» Auf der folgenden Seite plädiert Strahm dann allerdings unter Anführung erwägenswerter Gründe für die Priorität der Amtlichen Chronik vor dem Königshofen-Justinger, wobei er aber von seiner Annahme bescheiden und zurückhaltend sagt, sie sei eine «bloße Vermutung, für die ein zwingender Beweis bisher fehlt».

Das elfte Kapitel führt uns Justinger als Mahner und Erzieher seiner Mitbürger vor Augen, der in seiner Chronik nicht einfach geschichtliche Begebenheiten aneinanderreihet, sondern Wert darauf legt, nachahmenswerte und abschreckende Beispiele des Verhaltens in Krieg und Frieden in lehrhaft moralisierender Absicht vor Augen zu stellen.

Im zwölften Kapitel, in welchem die Quellen Justingers erörtert werden, scheinen uns (S. 76/77) die biographischen Angaben über Ulrich Phunt, der ja im Zusammenhang mit der «Cronica de Berno» stets genannt wird, etwas allzu kühn kombiniert zu sein. Ebenso wirkt auf Seite 81 die Vermutung, Justinger könnte zeitweilig als Abgeordneter der Stadt Bern am Konzil von Konstanz teilgenommen haben, etwas hoch gegriffen, zumal der Chronist selbst in seinem Werk nichts von einer solchen Abordnung Berns meldet.

Als Anhang ist im Bande Strahms Untersuchung über die «Narratio proelii Laupensis» aus der Festgabe für Hans von Geyerz (1967) abgedruckt.

Ein gut ausgewählter, instruktiver Abbildungsteil am Schluß des Bandes erleichtert es dem Leser, den Ausführungen des Textteils zu folgen.

Hans Strahm hatte stets die Auffassung, der Chronist Conrad Justinger sei im Nachruhm unverdienterweise zu kurz gekommen. Er hatte es sich zum Ziel gesetzt, diesen ersten amtlichen Chronisten Berns in das rechte Licht zu rücken und seine Leistung als Begründer der bernischen Geschichtsschreibung gebührend zu würdigen. Er plante auch eine Neuausgabe des Justingerschen Chroniktextes, der er den Codex A 120 a der Zentralbibliothek in Zürich zugrunde legen wollte. Die nötige Transkription der Handschrift hat er dafür bereits erstellt. Man muß es bedauern, daß Strahm durch seine amtlichen Obliegenheiten als Oberbibliothekar bis Ende 1972 dermaßen in Anspruch genommen war, daß er sich erst nach seinem Rücktritt vom Amte intensiver seinem Justinger zuwenden konnte. Ob die vorgesehene Textedition durch einen fachkundigen Bearbeiter besorgt werden kann, wird sich zeigen. Zu begrüßen wäre sie sehr. Die Studersche Ausgabe von 1871 war für ihre Zeit sicher eine vorbildliche Leistung, und sie leistet auch heute noch gute Dienste, doch entspricht sie nicht mehr den heutigen Anforderungen an eine Quellenedition. Durch das vorliegende Buch hat Hans Strahm, der große Anreger in vielen historischen Fragen, vielleicht das Interesse an Justinger so weit belebt, daß auch die von ihm geplante Textausgabe noch verwirklicht werden kann. An seinem Buche über Justinger wird fortan keiner achtslos vorbeigehen können, der sich mit diesem Chronisten befassen will.

H. Sp.

Orts- und Regionalgeschichte

Vor vier Jahren konnten wir den Lesern der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde Max Frutigers Werk über die Gotthelf-Kirche in Lützelflüh vorstellen. Heute legt uns derselbe Verfasser einen zweiten Heimatkunde-Band über die Brücke von Lützelflüh vor⁶. Was wir schon damals rühmlich hervorheben konnten, trifft auch auf den vorliegenden Band

⁶ Max Frutiger, *Die Brücke zu Lützelflüh, 1584–1902. Ein weiterer Beitrag zur Dorfgeschichte*. 160 Seiten und 26 Kunstdrucktafeln. Verlag Emmentaler Druck AG, 3550 Langnau i. E. Preis Fr. 18.–.

zu: Konzentration auf das Thema, sachliche Treue, Lesbarkeit, reiche und gute Illustrationen.

Der Inhalt der sechs Hauptkapitel wird im Waschzettel knapp und gut umschrieben, so daß wir dessen Text hier gerne übernehmen. «Er erzählt uns darin die Geschichte der alten, gedeckten Holzbrücke vom Ursprung bis zu ihrem Abbruch. Mehr als 300 Jahre trotzte sie allen Stürmen und Fluten, bis sie schließlich eines natürlichen Alterstodes starb. Das Buch bietet aber mehr. Der Autor hält den Rahmen auch diesmal wieder recht weit gespannt. Er läßt die Brücke von mancherlei Ereignissen erzählen, die sich darauf oder darum herum abgespielt haben. Wir erfahren, wie sich der ‚Schächeler‘ in mühsamem Ringen mit der wilden Emme den Schachen eroberte. Und ‚chunnt im Frühlig d’Ämme größer‘, sehen wir die langen Holzflöße mit den jauchzenden Flößern unter der Brücke durchfahren und vernehmen viel Interessantes über dieses volkswirtschaftlich so gewichtige Gewerbe früherer Zeit. An der Brücke wurde der Zoll von jeglicher Ware bezogen, auch von den Flößen. Eindrücklich schildert der Autor die Plackereien der Zöllner und der Landvögte mit den Händlern und Flößern. Im Mittelpunkt der Schilderungen stehen aber vor allem die Ereignisse der Jahre 1653 und 1798: Bauernkrieg und Franzoseneinfall. Was sich im Zusammenhang mit dem Bauernaufstand um die Brücke herum abspielte, ist hochinteressant, und mit atemloser Spannung verfolgen wir, was sich im Februar und März 1798 begab. Wir sehen die Auszüger über die Brücke ins Feld ziehen, verfolgen ihre Märsche, eilen mit den Füsilierein, während der Chuz auf Ellenberg brennt, aufs Tafelenfeld bei Fraubrunnen, wo sie den eindringenden Franzosen mutig Paroli bieten, um dann mit wehender Fahne unterzugehen. Es folgt die bittere Zeit der Einquartierungen, in jedem Bauernhof nistet sich der Franzos ein. Darunter sind die ‚Schwarzen‘, berüchtigt durch ihre Anmaßungen und Gewalttaten. In diese Zeit fällt auch der Brand des Schlosses Brandis. Anhand von Tatsachen sucht der Autor die Geheimnisse dieser Affäre aufzuhellen. Das letzte Kapitel, ‚Der Eggiwylfuehrme u syner Gspane‘, bringt Erlebnisberichte über die größten Hochwasserkatastrophen, die das Emmental je gesehen hat. Mehrmals stand die Lützelflühbrücke dabei in Gefahr, aber sie überstand als einziger Übergang über die Emme alle Fährnisse.»

Dazu ein paar Bemerkungen und Hinweise: Trotz der Einschränkung auf die Lokalgeschichte beschlägt das Buch einen viel größeren Rahmen. Am typischen Einzelbeispiel wird hier Allgemeingültiges zur Verkehrs- und Flußgeschichte ausgesagt. Max Frutiger weiß genau, wann er den Blick weiter werfen muß, wann ein Ereignis in größere Zusammenhänge zu stellen ist. Eindrücklich ist seine Schilderung des Gefechtes von Fraubrunnen, allgemeingültig der Satz: «Es war die Tragik dieser Tage und Stunden, daß Heldenmut unfruchtbar bleiben mußte.» Der Verfasser versteht es, den Feldzug der Märztage 1798 am Erlebnis der Ortsansässigen und ihrer Auszüger lebendig werden zu lassen. Er findet dazu die Quellen in den teilweise später niedergeschriebenen Unterstützungsgesuchen für Blessierte und Hinterbliebene und vermag so auch die Liste der Gefallenen zu ergänzen mit Namen, die nicht auf den Gedenktafeln im Münster stehen.

Zwei Ereignisse verdienen besondere Beachtung: Die Leiden der Bevölkerung unter der Besetzung der schlimmsten Einheiten der Revolutionstruppen, der «Schwarzen Legion» oder der französischen 14. Halbbrigade, die ins Emmental gelegt wurde, und die Richtigstellung der angeblichen Brandstiftung am Schloß Brandis, die der Verfasser in glaubwürdiger Weise auf einen Kaminbrand zurückführt. Wenn er hier Fellers Darstellung berichtigt, so folgen wir ihm gerne. Daß Feller hingegen «in Fußnoten und Quellenhinweisen schwelgt», stimmt nicht, denn der wissenschaftliche Apparat im 4. Band der «Geschichte Berns» stammt gar nicht von ihm. Es gehörte bewußt zur Arbeitsweise Richard Fellers, in seiner Berner Geschichte keine Anmerkungen zu setzen, weil er sich an ein breites Lesepublikum wenden wollte.

Max Frutiger hat ein vielseitiges und weitherum zerstreutes Quellenmaterial verarbeitet und in den Archiven von Bund, Kanton, Bezirk, Kirch- und Einwohnergemeinden herumgestöbert. Er hat damit in selbstloser Hingabe eine wahre Sisyphusarbeit verrichtet, für die

ihm die Wissenschaft und ein breites Leserpublikum dankbar sind. Vielleicht hätte die reiche, aber verzeichnete «Amtliche Sammlung der Acten aus der Zeit der Helvetischen Republik», 1886–1966 (16 Bände, bearbeitet von Strickler und Rufer) Suchhilfe im Bundesarchiv leisten können. Zudem wären einige Standorte von Archivalien im Staatsarchiv mit den neuen Bezeichnungen zu benennen, zum Beispiel gehört alles Militärische (alt WW = Wehrwesen) in die Abt. B II. Das sind aber Nebensächlichkeiten.

Es ist sehr zu hoffen, daß es Max Frutiger vergönnt sein mag, den vorgesehenen Fortsetzungsband zum Schulwesen von Lützelflüh herauszubringen und daß wiederum die Öffentlichkeit (Gemeinden und SEVA) mit Druckbeiträgen hilft.

Der Lehrertypus, wie ihn im Emmental die Namen Alfred Bärtschi, Hans Würgler, Max Schweingruber und Max Frutiger verkörpern, ist immer seltener anzutreffen. ham

Der im Januar 1977 unerwartet vom Tod ereilte Oberemmentaler Historiker Fritz Anliker hatte in seiner letzten Lebenszeit unermüdlich an einem Heimatbuch über Trubschachen und Trub gearbeitet. Nach seinem Hinschied sprang Walter Steiner, der unseren Lesern bereits durch sein Heimatbuch über Eggwil – Röthenbach bekannt ist, in die Lücke und bemühte sich, das erst in einzelnen Partien ausgearbeitete Werk pietätvoll zu vollenden. Die Betreuung des Bildteils übernahm Alfred G. Roth⁷.

Der Einfall, vom üblichen chronologischen Aufbau der Darstellung abzugehen und in umgekehrtem Weg von der Gegenwart her in die Vergangenheit hinabzusteigen, ist problematisch. Er hat dazu geführt, daß das Kapitel «Trubschachen heute» im Verhältnis zu den anderen Abschnitten zu großes Gewicht erhielt. Das Buch bietet unstreitig eine reiche, vielfältige Information, aber man vermißt im Text und in den Bildern eine klare, straffe Konzeption. So ist man verblüfft, daß die Abschnitte über den Bauernkrieg, über den Ersten Villmergerkrieg von 1656 und über die Franzosenzeit von 1798 mit Abbildungen von Speichern garniert sind. Ebenso wenig leuchtet ein, wieso Abschnitte über Hinrichtungen von 1861 und über Täuferverfolgungen im Kapitel «Kriegszeiten» untergebracht sind.

Im Kapitel über das Kloster Trub finden sich einige Ungenauigkeiten und Unklarheiten. So hatte das Kloster nicht nur in Langnau und Lauperswil, sondern auch in den übrigen vier Kollaturpfarreien (Hasle bei Rüegsau, Oberburg, Luthern und Trub) die Pfarrer zu stellen; das Recht und auch die Pflicht dazu ergab sich aus dem Besitz des Kirchensatzes. Irreführend ist es auch, wenn von einer Zweigniederlassung des Klosters Trub in Alt-St. Johann im Toggenburg gesprochen wird. Filiation der Klöster ist nicht gleichbedeutend mit Filialverhältnis. Die Propstei in Wangen an der Aare ist nicht dem Kloster Trub unterstellt worden, sondern sie wurde von ihm geschaffen, ähnlich wie das Kloster St. Peter im Schwarzwald eine Propstei in Herzogenbuchsee ins Leben rief. Zum Abschnitt über das Ergebnis der archäologischen Ausgrabungen von 1976/77 hätte man sich eine Grundrißskizze der mittelalterlichen Klosteranlage gewünscht.

Auch im reichen – fast überreichen – Bildteil wäre eine klarere Gliederung von gutem gewesen. Die Bilder zu den Kirchen von Trub und Trubschachen (Nummern 10–12, 54/56, 57/58 und 60) hätte man füglich aufeinander folgen lassen können. – Bei allem Respekt vor dem Grundsatz «Ehre, wem Ehre gebührt», darf man doch sagen, daß in diesem Heimatbuch im Text- und Bildteil an Reverenzerweisen nach allen Seiten des Guten etwas zu viel getan worden ist.

Ob dieser Kritik zu einzelnen Punkten sei aber nicht das Positive übersehen, all das Gute und Wertvolle, was hier in Wort und Bild an Information über die liebenswerte Landschaft am Napf geboten wird. H. Sp.

⁷ Walter Steiner / Alfred G. Roth, *Trubschachen – Trub*. Berner Heimatbücher, Band 120. Verlag Paul Haupt, Bern 1978.

Zum Jubiläum der Reformation von 1528 und des Kirchenneubaus von 1728 hat die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee einen hübsch gestalteten Band herausgegeben: Herzogenbuchsee – Die Kirche der Bergpredigt⁸. Der historische erste Teil von Hans Henzi, dem verdienten Ortshistoriker, hat mehr einleitenden Charakter. Der Verfasser breitet darin ein in langjähriger Sammelerarbeit erworbenes Wissen um die Geschichte der Kirche von Herzogenbuchsee aus, die wegen ihres früher befestigten Friedhofes mehrfach in die bernische Geschichte eingegangen ist. Die Darstellung führt von der mutmaßlichen Urpfarrei Buchse – das älteste Gotteshaus setzt die römische Siedlung fort – über die wichtige karolingische Urkunde von 886 zur bernischen Zeit, über Reformation und die traurigen Ereignisse des Bauernkrieges von 1653 zum Neubau von 1728. Es folgen Abschnitte über den ersten Orgelbau von 1770 und die seitherigen Instrumente, über den verschiedentlich umgestalteten Kirchturm und über die Pfarrherren seit 1528. Wenn der Verfasser am Schluß Nachsicht über Mängel oder Lücken erbittet, die durch Alter und Eile bedingt seien, so folgen wir ihm hierin gerne. Immerhin finden wir es schade, daß sich kein Korrektor oder Redaktor finden ließ, der sich der typographischen Textgestaltung angenommen hätte. Das läbliche Bestreben des Verfassers, sich durch Quellenangaben abzusichern, erschwert die Lektüre. Wünschbare Erläuterungen stehen teils im Text, teils in Anmerkungen, vermischt mit Belegen bald hier, bald dort. Man hätte sich eine saubere Trennung von Text (mit Erläuterungen in Klammer) und separaten Anmerkungen gewünscht. Ebenso gehören in einen flüssigen Text keine Abkürzungen wie Pfr. oder Kirchgdrat, Fr. oder m, Sept. oder BVZ. Es scheint, daß in unserem technischen Zeitalter die Jünger der Schwarzen Kunst die Verantwortung für die Gestaltung, das gilt auch für ungleiche Titelabstände oder fehlende Einzüge, immer mehr auf den Verfasser abschieben.

Inhaltlich bietet das Dargebotene kaum Anlaß zu Bemerkungen. Wenn der Verfasser Seite 13 Mutmaßungen über das unrichtige Wappen (Münchenbuchsee statt Herzogenbuchsee) anstellt, so darf man darin kaum Absichten sehen: 1728 hatten nur Vogteien und Landstädte sowie Bernburger einigermaßen feststehende Wappen, während die übrigen Gemeindewappen erst nach dem Zweiten Weltkrieg amtlich anerkannt worden sind. Die Glasmaler früherer Zeit stützten sich oft auf unsichere Vorbilder, so daß es nicht erstaunlich ist, wenn das Vogteiwappen von (München)-Buchs für (Herzogen)-Buchs herhalten mußte.

Gesamthaft gesehen bietet uns Hans Henzi ein reiches Dokumentationsmaterial zur Vergangenheit dieser so bedeutenden Oberaargauer Kirche. Die Berner Historiker danken ihm dafür.

Der zweite, von Werner Staub verfaßte Teil bringt eine mit viel persönlichem Engagement geschriebene Darstellung von Leben und Werk Eugène Burnands. Dieser bedeutende Waadtländer Maler, bekannt durch seine «Flucht Karls des Kühnen» wie durch ländliche und religiöse Sujets, ist der Schöpfer des Chorfenster-Tryptichons von Herzogenbuchsee: Die Bergpredigt. Wenn sich die Kirchgemeinde 1892 für eine neue Orgel anstelle neuer Chorfenster entschloß, so muß man das vom Standpunkt des Orgelbaues her bedauern, wurde doch damals das zweifellos hochstehende Werk Speiseggers von 1770 zerstört. Anderseits erlaubte es die zwanzigjährige Pause, daß Herzogenbuchsee zu einem Meisterwerk der Glasmalerei des frühen 20. Jahrhunderts gelangte: Im Juni 1912 fand die Einweihung der neuen Chorfenster statt.

Werner Staub versteht es ausgezeichnet, Burnand in seine Zeit zu stellen und ihn aus dieser Zeit heraus zu beurteilen. Religiöse, heroisierende oder realistische Malerei haben stets unterschiedliche Beurteilung erfahren; das gilt für einen Hodler oder Anker, für einen Böcklin, Jauslin oder Rudolf Münger. An Kubisten oder Surrealisten werden mit der Zeit auch andere Maßstäbe gelegt werden. In diesem Sinne ist der Satz des Verfassers hervor-

⁸ Hans Henzi, *Die Kirche der Bergpredigt*. Werner Staub, *Eugène Burnand, der Maler der Bergpredigt*. 126 S., ill., Schelbli & Co., Herzogenbuchsee 1978.

zuheben: «Es ist aber auch tapfer, wenn wir getrost zu einem Bild stehen, es vielleicht sogar ins Herz schließen, das im Kunstmäzen nicht fettgedruckt aufgeführt ist.» Werner Staub hat keine Mühe gescheut, aus einer reichen Literatur und weit zerstreuten Quellen zu schöpfen. Das ist ihm wohl gelungen.

Der reich bebilderte Band ist, von wenigen zu stark verkleinerten Abbildungen abgesehen, sehr gut gelungen, sowohl in bezug auf Papier und Einband wie auch auf Bildqualität.

Wohl jeder Historiker und Geschichtsfreund kommt gelegentlich in den Fall, daß die Frage nach alten Ortsansichten an ihn herantritt oder an ihn herangetragen wird. Meist weiß er dann etwa, daß man in Stumpfs Chronik, in Merians Topographie, bei Herrliberger und bei Zurlauben Nachschau halten könnte. Wenn diese Quellen versagen, weiß man, sofern man mit der Graphik des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht von Berufs wegen oder durch sein Hobby besonders vertraut ist, in der Regel nicht mehr weiter. Hier hat nun die Schweizerische Landesbibliothek mit einem Verzeichnis der Ortsansichten in Chroniken und Topographien des 15. bis 18. Jahrhunderts ein überaus nützliches Hilfsmittel zur Orientierung geschaffen⁹.

Es wäre im Hinblick auf den Zeitaufwand und den Umfang der Veröffentlichung zu weitführend gewesen, wenn man sämtliche in Betracht fallende Schweizer Ortsansichten hätte berücksichtigen wollen. Daher hat man im nun vorliegenden Verzeichnis – mit wenigen Ausnahmen – nur Darstellungen erfaßt, die innerhalb eines geschlossenen, mit Text versehenen und gebundenen Werkes erschienen sind, wofür in erster Linie gedruckte Chroniken und Topographien in Frage kamen. Auch zeitlich mußte man eine Grenze festlegen, und man hat sie mit Zurlaubens «Tableaux topographiques de la Suisse» um 1780–1786 abgesteckt.

Der klare Aufbau des ganzen Verzeichnisses verrät die gute bibliographische Schulung durch die Landesbibliothek. Den Benutzungshinweisen und der Sigelliste folgt das Herzstück des Werkes, das *Ansichtenregister*. An den Beispielen Altdorf (S. 31–34) und Habsburg (S. 57–60) wird anschaulich gemacht, wie die Bilder oft voneinander abhängig sind und in einer klar erkennbaren Filiation stehen. Nach dem Ansichtenregister ist dem Werk noch ein alphabetisches und ein chronologisches Verzeichnis der bearbeiteten Orte, eine Bibliographie, ein Ortsregister nach Kantonen und ein Sachregister beigegeben.

Sehr erfreulich ist die Ankündigung im Vorwort, daß eine Zusammenstellung auch der Einzelblätter und der losen Bildfolgen aus dem gleichen Zeitraum in nicht allzu ferner Zukunft vorgesehen sei.

H. Sp.

Kein Gebiet im Bernerland hat wohl so viele künstlerische Darsteller gefunden wie dasjenige der Lütschinentaler mit dem Hochgebirge im Hintergrund. Wenn sich nun ein Auftraggeber – im vorliegenden Fall die Gemeinde Lauterbrunnen, zu der ja auch Wengen und Mürren gehören –, ein Kenner wie Prof. Max Huggler und ein geeigneter Verleger zusammenfinden, so kann einem Buch eine gute Prognose gestellt werden. Und das fertige Werk «Das Lauterbrunnental in der Malerei»¹⁰ bestätigt das volllauf. Veranlaßt wurde die Arbeit im Zusammenhang mit dem zweiten Band des Buches der Talschaft Lauterbrunnen (1. Band 1950), dessen Rahmen es gesprengt hätte. Ein Buch über Malerei bedarf reicher Illustration, und das wurde durch die separate Veröffentlichung ermöglicht.

In einem einleitenden Teil wird das Lauterbrunnental auf sechs geographischen Karten vorgestellt und erläutert. Angefangen bei Tschudi über den Berner Thomas Schöpf zu Mercator, zu den Zürchern Gyger und Scheuchzer und zum Atlas von Meyer und Weiss, dem ersten genauen Kartenwerk (um 1800). Hier bedauern wir das Fehlen von Samuel Bodmer,

⁹ Walter Hermann Achtnich / Christiane Staudenmann, *Schweizer Ansichten / Vues de la Suisse 1477–1786*. Schweiz. Landesbibliothek, 1978. Preis Fr. 12.–.

¹⁰ Max Huggler, *Das Lauterbrunnental in der Malerei*. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde Lauterbrunnen, Verlag K. J. Wyss Erben AG, Bern 1978.

dem Zürcher in bernischen Diensten. Wiewohl diese Vedute im Talbuch von 1950 (Tafel 18) wiedergegeben ist, hätte sie als zeitgenössische Darstellung zu Scheuchzer hier nochmals in den Zusammenhang gehört, ist sie doch die wohl älteste Ansicht des Tuges von Lauterbrunnen. Wenn ihr auch kein besonderer Kunstwert zukommt, so wird sie vom Fachmann doch beschrieben als in amtlichem Auftrag ausgeführtes Werk eines künstlerisch begabten Dilettanten. Die Federzeichnung ist auch von besonderem Interesse wegen des älteren Bergwerkes zu Zweilütschinen mit der Erzgrabungsstätte im Talhintergrund und dem mit «Windbach» bezeichneten Staubbach.

Das Werk Max Hugglers ist mehr als ein Schaubuch. In wissenschaftlicher Weise – freilich ohne eigentlichen Apparat – zeigt der Verfasser, wie unterschiedlich das Malerauge die Jungfrauregion gesehen hat, bald als Genre-Bild, bald romantisch, bald realistisch, vom Detail zum Panorama, bald in «planetarischer Schau» durch Hodler oder Kokoschka. Es sind die Epochen der Kunstgeschichte vom 18. Jahrhundert auf die Gegenwart, die dem Leser vorgestellt werden, ergänzt durch geistesgeschichtliche Beziehungen und unter Bezug literarischer Texte. Wer könnte ohne Goethe den Staubbach beschreiben!

Das Ganze mit seinen acht Farbtafeln und 51 Schwarzweißabbildungen bildet eine einzigartige Dokumentation, bei der auch der Russe des 19. und der Japaner des 20. Jahrhunderts nicht fehlen. Im Gesamtverzeichnis am Schluß hätte man sich etwas mehr Angaben gewünscht wie konsequente Formatzahlen, Originalwerke der frühen Stiche (selbst wenn im Text teilweise angegeben) sowie einen Vermerk, wenn es sich um Tinten oder kolorierte Umrisse handelt, von denen Mehrfachexemplare vorkommen. Da in Bern neben Kunstmuseum und Landesbibliothek auch Archive und andere Bibliotheken Bildmaterial verwahren, können vom selben Bild oft interessante Varianten bestehen. Ebenso wäre mehr als ein verdeckter Hinweis auf das erste Talbuch von 1950 willkommen gewesen, das ja auch einem Auftrag der Gemeindebehörden zu verdanken ist und Farbtafeln enthält.

Der Verfasser, die Herausgeberin und der Verleger haben gleichermaßen Lob verdient, denn die gute Reproduktion und der solide Einband gehören mit zum ansprechenden Text und der sorgfältigen Bildauswahl. Wir wiederholen den Wunsch des Verfassers, daß das Buch dem Einheimischen die Augen öffne, dem Gast Erinnerungen wecke und dem Tal neue Freunde gewinne.

Medizinalgeschichte

Vor zehn Jahren hat Dr. med. Walter Nussbaum in unserer Zeitschrift seine «Kleine Medizinalgeschichte Berns» veröffentlicht und darin beiläufig die 1962 erfolgte Überführung des Jenner-Kinderspitals in den Besitz des Staates Bern in munterer Weise als «hübsches juristisches Detail» erwähnt. Heute liegt ein Buch vor, in dem man sich eingehender über dieses Spital und die nach 100 Jahren seines Bestehens vorgenommene Strukturwandlung orientieren kann¹¹.

Peter Sommer schildert die Geschichte des Spitals in den ersten hundert Jahren seines Bestehens. Er hütet sich, den Leser durch das Aneinanderreihen von Zahlen und Statistiken zu erschlagen. Mit sichtlicher innerer Anteilnahme berichtet er von der hochherzigen Stiftung der Julie von Jenner, von den bescheidenen Anfängen, vom Wachsen und Gedeihen, aber auch von den Nöten und Schwierigkeiten des Spitals an der Gerechtigkeitsgasse. Geradezu erschütternd ist der Abschnitt «Dr. Demme schreibt Sozialgeschichte». Eine entscheidende neue Phase in der Geschichte des Spitals wird im Jahre 1902 mit dem Bezug des Neubaus an der Freiburgstraße eingeleitet. Die drei Chefärzte Rudolf Demme, Max Stooss und Eduard Glanzmann, die das Spital von 1862 bis 1959 geleitet haben, erfahren eine verdiente Würdigung.

¹¹ Peter Sommer/Fritz Leu, *Das Jenner-Kinderspital in Bern 1862–1962 – Die Jennerstiftung 1963–1977*. Verlag Stämpfli & Cie. AG, Bern 1978.

Fritz Leu zeigt, wie die unumgänglich gewordene Neuordnung des Verhältnisses zwischen der Stiftung Jenner-Kinderspital und dem Staate Bern 1962 verwirklicht werden konnte; im Anschluß schildert er das Wirken der Jennerstiftung in den ersten 15 Jahren ihres Bestehens. Wir zweifeln nicht daran, daß Julie von Jenner sich über Ausbau und Entwicklung ihres 1862 eröffneten Kinderspitals ebenso freuen würde wie Anna Seiler über das Gedeihen ihres 1354 mit 12 Betten dotierten Spitals.

H. Sp.

Bernische Nachbarschaft

Dem Berner Geschichtsfreund wohlbekannt ist das umfangreiche Werk Abraham Friedrich von Mutachs von 1820: Revolutions-Geschichte der Republik Bern 1789–1816, das 1934 von H. G. Wirz veröffentlicht wurde. Bis einmal eine moderne Arbeit die Geschichte Berns von R. Feller über das Jahr 1798 hinaus weiterführt, bleibt von Mutachs über 150 Jahre altes Werk zusammen mit den entsprechenden Kapiteln aus den Darstellungen Tilliers unentbehrlich. Es ist daher auch für uns Berner von Interesse, eine moderne Darstellung¹² zur Kenntnis zu nehmen, die sich des gleichen Zeitraumes in unserem Nachbarstand Freiburg mit großer Akribie annimmt.

Nachdem in der Geschichtsforschung demographische und soziologische Gesichtspunkte eine verstärkte Beachtung finden, ist es von Nutzen, in diesem Werk eine aufschlußreiche und prägnante Präsentation der politischen und ökonomischen Verhältnisse in Freiburg am Vorabend der Revolution vorzufinden. Michaud unterscheidet sieben Klassen von freiburgischen Staatsangehörigen: 1. Die Angehörigen der 56 privilegierten Patrizierfamilien mit Zugang zu allen Staatsämtern. 2. Die Angehörigen der 15 Adelsfamilien, die erst 1782 ihre rechtliche Deprivilegierung gegenüber den Patriziern überwinden konnten. 3. Die gewöhnlichen Bürger der Stadt Freiburg, ohne Zugang zu den Ratsstellen, aber mit dem Recht zur Beteiligung an der Wahl von Schultheiß, Bürgermeister, Kanzler und Stadtpfarrer. 4. Die Einwohner der Alten Landschaft. 5. Die Einwohner der Stadt Freiburg ohne politische, jedoch mit wirtschaftlichen Rechten. 6. Die Untertanen in den Vogteien. 7. Die Fremden mit Niederlassungsbewilligung. Es ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, darzustellen, in welcher Weise nun die einzelnen Schichten der freiburgischen Bevölkerung auf die französische Revolution reagiert haben. Es ist immerhin bemerkenswert, daß Michaud zum Urteil gelangt, daß das Freiburger Patriziat sich gegenrevolutionärer zeigte als das bernische, das dann 1814 sich doch zu einigen politischen Zugeständnissen an die früheren Untertanen bereitfand: «Passant outre aux conseils de modération des Puissances alliées, Fribourg est le seul canton qui rétablit, en droit, le patriciat ... En ignorant presque délibérément les principes de droit public introduits par la Révolution française, les patriciens fribourgeois furent eux d'une outrance surprenante.»

Die Gründe für diese Haltung arbeitet Michaud recht eindrücklich und glaubhaft heraus. Die Ausschließlichkeit des Freiburger Patriziates war rigoroser als in den andern patrizischen Orten der Schweiz; daraus resultierte eine ausgeprägte ideologische Geschlossenheit, die durch den Fremdendienst im königlichen Frankreich und den Kampf für den katholischen Glauben noch bestärkt wurde. Daß das Volk auch 1814 noch bereit war, diese patrizische Oligarchie zu akzeptieren, führt Michaud gerade auch auf die isolierte Lage des katholischen Freiburg zwischen reformiertem Bern und reformiertem und zugleich revolutioniertem Kanton Waadt zurück.

Die Arbeit Michauds ist nicht nur für die Geschichte des Ancien régime wertvoll, sie macht auch die Entwicklung der freiburgischen Politik bis in die Gegenwart mit ihren typischen Besonderheiten verständlich.

kfw

¹² Marius Michaud, *La contre-révolution dans le Canton de Fribourg (1789–1815)*. Editions universitaires, Fribourg 1978. Preis Fr. 69.–.

Zeitgeschichte

Unsere Zeitschrift hat die Regel, nur von bemerkenswerten Neuerscheinungen zur bernischen Geschichte Anzeigen und Besprechungen zu bringen. Ab und zu macht sie aber hievon eine Ausnahme, wenn triftige Gründe dafür bestehen. Heute liegt wieder einmal ein solcher Fall vor mit Hermann Böschensteins Buch «Vor unsren Augen»¹³. Den meisten Mitgliedern des Historischen Vereins des Kantons Bern ist der Autor bekannt durch Vorträge im Rahmen unserer Winterprogramme und nicht zuletzt durch seine Diskussionsbeiträge zu Vorträgen über zeitgeschichtliche Themen. Hier hat er es stets trefflich verstanden, aus dem reichen Schatz seiner persönlichen Erinnerungen heraus die handelnden Personen lebendig werden zu lassen und Lichter aufzusetzen.

In seinen Aufzeichnungen über das Jahrzehnt 1935–1945 berichtet Böschenstein im ersten Teil über seine Tätigkeit und seine Erfahrungen als Zeitungskorrespondent im Dritten Reich vom Spätherbst 1935 bis Ende 1937 – eine Zeit, nach der einzelne Leute eine im Lichte dieser Erinnerungen absurd anmutende Nostalgie bekunden. Im zweiten Teil erzählt der Autor von seinen Beobachtungen als Journalist in Frankreich vom Frühjahr 1938 bis zum Kriegsausbruch im Herbst 1939, und der dritte Teil bringt Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegsjahre in der Schweiz und an Politiker, mit denen Böschenstein in engeren persönlichen Beziehungen stand. Hier wird erneut offenbar, wie Persönlichkeiten, die als Politiker eine Zeitlang in aller Leute Mund waren, in den Aufzeichnungen eines Mannes, der ihnen selbst des öfters begegnete und in manchen Fällen nahestand, ein ganz anderes Leben und Relief gewinnen, als wenn man ihr Bild nur aus Aktenstücken zu gewinnen sucht. Es berührt sympathisch, wie der Autor sich über enges Parteidanken erhebt und menschliche wie fachliche Qualitäten in allen Lagern zu würdigen weiß. Die Berner kommen übrigens im dritten Teil des Buches nicht zu kurz. Wir begegnen hier Gestalten wie Rudolf Minger, Markus Feldmann, Friedrich Traugott Wahlen, Robert Grimm und Robert Bratschi und anderen mehr. Es wäre ungeschickt, wenn wir hier allzuviel ausplaudern wollten, was alles den Leser in diesen fesselnden Erinnerungen erwartet. Hier kann man nur eines sagen: Nimm und lies!

H. Sp.

Der Erinnerungsband von Hermann Böschenstein über die Zeit von 1935 bis 1945 wird bei vielen interessierten Lesern den Wunsch geweckt haben, zur geschichtlichen Verankerung der von Böschenstein geschilderten persönlichen Erlebnisse nach einem kurzgefaßten Geschichtswerk über diese Zeit zu greifen. Da stellt sich nun gerade zur rechten Zeit ein Werk Arnold Jaggis¹⁴ ein, das diesem Wunsche nach einer sorgfältigen und ausgewogenen Darstellung dieser Epoche aus schweizerischer Sicht in – wie es uns scheint – vorbildlicher Weise gerecht wird. Daß Jaggi, der 1976 zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins des Kantons Bern ernannt worden ist, die Kunst der Darstellung historischer Zusammenhänge beherrscht, braucht nach all den Geschichtswerken, die wir seiner Feder verdanken, wohl nicht mehr extra betont zu werden. Der Kenner der Materie merkt bald, daß Jaggi die einschlägigen Spezialwerke gelesen und ausgewertet hat, daß er auch persönliche Kontakte zu Leuten, die damals aktiv waren, aufgenommen oder besser gesagt: weiter gepflegt hat. Und darin liegt wohl der besondere Wert dieser Arbeit: Jaggi behandelt hier nicht eine vergangene Epoche bloß aufgrund eines seriösen Quellenstudiums, sondern er stellt einen Teil seiner eigenen Zeit – seit 1926 war er Geschichtslehrer am Berner Lehrerseminar – dar, wobei der Leser das innere Feuer des Zeitgenossen, das allerdings stets durch die Weisheit des Alters geläutert ist, mit Freude und Genugtuung spürt. Wohlverstanden: Jaggis Werk ist kein

¹³ Hermann Böschenstein, *Vor unsren Augen. Aufzeichnungen über das Jahrzehnt 1935–1945*. Verlag Stämpfli & Cie. AG, Bern 1978. Preis Fr. 38.–.

¹⁴ Arnold Jaggi, *Bedrohte Schweiz. Unser Land in der Zeit Mussolinis, Hitlers und des Zweiten Weltkrieges*. 227 Seiten mit 50 Abbildungen und 4 Karten. Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1978. Fr. 32.–.

Memoirenband, es ist eine historische Darstellung. Aber diese Darstellung läßt in ihren Problemstellungen und in der Vielfalt der Themen, die zur Sprache kommen, den engagierten Historiker Jaggi erkennen, der seinerzeit eben nicht nur registrierend die Geschehnisse an sich vorüberziehen ließ, sondern sich auch selbst exponierte. Wenn Jaggi Frauen und Männer jener Zeit aufzählt, die ihren Beitrag zum Durchhalten geleistet haben, so fehlt eigentlich nur ein Name: eben derjenige Arnold Jaggis. Es sei etwa an seine Schrift: «Vom Kampf und Opfer für die Freiheit. Was lehrt die Geschichte unsere Zeit», vom April 1939 erinnert. Dort finden wir die Sätze: «Wenn man der Unabhängigkeit unseres Landes einmal von irgendeiner Seite zu nahe träte, dann wüßten wir, was zu tun wäre. Es denkt gewiß kein Einflußreicher und kein Verantwortlicher daran, etwa um wirtschaftlicher oder anderer Vorteile willen der reinlichen Entscheidung auszuweichen. Wenn aber doch jemand daran dächte, dann stünde er vor Volk und Geschichte als Verräter da.» Von da her besitzt Jaggi die Legitimation, diese wichtige Epoche unserer schweizerischen Geschichte mit kritischem Blick zu würdigen, wohlfundierte Urteile zu fällen und somit die Dinge beim Namen zu nennen. Dieses Buch ist mehr als eine Geschichtsdarstellung: es ist ein Vermächtnis.

kfw